



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Trotha, Adolf v.: Reisebriefe an den Kaiser : von der letzten Weltreise
deutscher Linienschiffe : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reisebriefe an den Kaiser*)

Von der letzten Weltreise deutscher Linienschiffe

Von Adolf v. Trotha

(Schluß.)

Bahia Blanca, 25. 4. 1914.

Die Eindrücke, die der Besuch von Chile zurückgelassen hat, sind für alle an Bord ganz außerordentliche. Während in den großen Hafenplätzen der Ostküste einem in erster Linie die reiche Gastfreundschaft der großen Kaufherren entgegentritt, gegen welche die verhältnismäßig kleine Zahl des deutschen Mittelstandes wenig zur Erscheinung kommen kann, sieht man sich in den von uns besuchten Hafenplätzen Chiles mitten in eine deutsche Stadt versetzt, gegründet auf eine breite Masse deutschen Bürgertums.

Gewiß ist auch auf der anderen Seite Südamerikas in den bisher von uns besuchten großen Häfen das Deutschtum in seinem Wirken und Schaffen und auch in seinem Vorwärtsspringen uns mit einer von den meisten wohl nicht geahnten Kraft entgegnetreten. Aber hier in Chile hat das Deutschtum sich Anerkennung verschafft als eine dem Staat unentbehrliche, ihn stärkende Kraft. Nicht nur treu deutsch gesinnte Kolonien arbeiten mit achtungsgebietendem Ernst, Fleiß und Ausdauer an der Erschließung des Landes, sondern die Haupthandelsstädte lassen das Deutsche stark in den Vordergrund treten und von Valdivia kann man getrost sagen, es ist eine deutsche Stadt.

Und dieses Deutschtum trat uns so warm und so herzlich entgegen, daß unsere Leute von vornherein sich dort zu Hause fühlen mußten. Man muß sich den Eindruck vorstellen, den es auf den Mann macht, wenn er gleich an der Landestelle von Landsleuten herzlich begrüßt wird, wenn die Familie sich ihm öffnet und er im freundlichen deutschen Heim zu Gast geladen ist wie daheim bei alten Bekannten.

Man braucht nur an das Bild in Valdivia zu denken, wo im Garten des heimlichen und anmutenden Gasthauses an einfach gezimmerten Tischen und Bänken unter den Obstbäumen die „Kaiser“-Leute zwischen den Familien bei Kaffee und Kuchen sitzen, als ob's zu Hause wäre beim ländlichen Fest mit alten Freunden und Verwandten. Und so auf allen Ausflügen, bei Sport- und Tanzbelustigungen, und wo es auch gewesen ist; hier war man gar nicht in fremdem Land, man wunderte sich fast, wenn jemand nicht Deutsch verstehen wollte.

Man fühlte es heraus, was man den Leuten gegeben hatte; und wie man selbst sich das Herz stärkte an dem schon durch Generationen bewährten Festhalten an deutscher Sitte, Sprache und Wesen, so empfand man die warme Begeisterung, die der Besuch der Schiffe auslöste, so herzlich, weil sie aus dem tiefsten Innern kam. Es kann diese ganze Stimmung, die über den Tagen in Chile lag, eigentlich nicht besser ausgedrückt werden, als es hier in Abschrift alleruntertänigst beigefügter Brief es tut, in dem ein Deutscher aus Osorno, einer deutschen Kolonie einige Bahnstunden von Valdivia, des Besuches der Kaiser-Mannschaften gedenkt.

Wenn man diesen Eindrücken noch die Achtung vor deutschem Wesen hinzufügt, die am augenfälligsten in der chilenischen Armee jedem Besucher vor Augen

*) Siehe auch „Grenzboten“ Heft 4/5, 6, 7, 8/9.

tritt, so wird es wenige an Bord geben, die nicht von diesem Aufenthalt den Glauben mit nach Hause bringen, daran, daß die Kräfte, die Deutschland einst hinaus hat gehen lassen in weite Fernen, mit wachsender Stärke anfangen zurückzuwirken. Jetzt werden diese Kräfte wieder neu erschlossen, deren Macht sich ungeahnt entwickeln kann, erfrischend, fördernd und stärkend für die alte Heimat.

Daß jeder hier an Bord stolz darauf ist, mit seinen Kräften an einer so großen patriotischen Begebenheit haben mitwirken zu können, das ist zweifellos.

Die Fahrt hinunter zur Magelhaensstraße bot im allgemeinen nichts besonderes. Das Wetter wurde nach Süden immer unfreundlicher und die Unmöglichkeit der Beobachtung an den letzten beiden Tagen zwang dazu, am Tage vor dem Eintritt in die Straße trotz meist recht unsichtiger Luft Land auszumachen. Hierbei leisteten die neuen chilenischen Vermessungen, die uns bereitwilligt zur Verfügung gestellt waren, erheblichen Nutzen, indem sie die dort unsicheren englischen Karten wertvoll ergänzten.

Beim Ansteuern der „Evangelisten“ klärte es dann erfreulicherweise auf, so daß wir noch während der Nacht in die Straße einlaufen konnten. Der erwachende Tag ließ die wundervolle Gegend in noch mächtigerer Wirkung hervortreten, als beim letzten Male. Bei sehr frischem kalten Wind von achtern, war die Luft klar und rein, nur ab und zu zog eine Schneeböe über die Straße hin, mit ihrem Licht und Schatten die rauhe Szenerie prachtvoll belebend. Die frisch verschneiten Felsenberge im blendendsten Weiß des Sonnenlichts und dahinter der blauschwarze Wolkenschatten, ein stets wechselndes, immer mit neuen Effekten spielendes Bild.

Es ist wohl jetzt schon möglich, ein ziemlich allgemeines Urteil über diese Schiffe als Seeschiffe auf dem großen Ozean abzugeben, und dies Urteil kann erfreulicherweise nur das beste sein. Die Schiffe liegen ganz ausgezeichnet auf dem Wasser, die lange Ozeandünung nehmen sie spielend in jeder Richtung, ohne bisher Bewegungen gemacht zu haben, die irgendeine Störung für den Betrieb bedeuten. Auch die See auf dem hohen Meer haben sie stets vorzüglich genommen. Die Schanze ist ja manchmal recht naß und wird bei Seegang, der bis an die Netzkasten herankommt und stärkere Spritzer an Deck wirft, am besten für den Verkehr gesperrt, denn die aufgesetzten Netzkästen lassen das Wasser nicht ablaufen und die Speigatten reichen für schnelles Abführen nicht aus, so daß dann das Wasser einige Zentimeter hoch auf der Schanze hin und herwogt. Ebenso reicht der Wasserabfluß auf dem Borddeck nicht aus, so daß das auf die Deck geworfene Wasser bis auf das Mitteldeck achteraus läuft und hier mit dem Schlingern hin und her flutet. Aber das sind Kleinigkeiten, die dem keinen Abbruch tun, daß die Schiffe als ausgezeichnete Hochseeschiffe bezeichnet werden müssen.

Herrn Konteradmiral v. Rebeur-Paschwitz.

Berehrter Herr Admiral!

Zu unseren armen Penaten zurückgekehrt, stehen wir noch immer unter dem Eindruck eines Ereignisses, eines besonderen, das, nur aus der Alltäglichkeit herausgerissen, unseren Sinn mit Freude geschwellt hat, weil es ein Stück Heimat, nicht nur sein Können und seine Macht, sondern sein Wesen uns zuführte. Wir konnten uns als Deutsche unter Deutschen fühlen, und nur der Deutsche, der im Ausland,

wenn auch unter noch so vielen Deutschen lebt, kann die Bedeutung dieses Umstandes ganz empfinden. So haben wir mit tiefster Trauer im Herzen von dem Erlebnis Abschied nehmen müssen, und mit dem Schwinden des deutschen Panzers war es uns, als würde ein Stück Lebensglück aus uns herausgerissen und in die Ferne gerückt. — Mögen auch die Absicht und die Bedeutung des Besuches der Flottille auf anderem Gebiet, als auf dem des Gefühls zu suchen sein, mögen viele sie in gastlichen Festen und in der Erhöhung des Prestiges erfüllt finden, so wiegt doch das Gewicht der Empfindung schwer mit in der deutschen Wagschale; deshalb brängt es mich, all denen, die diese Empfindungen, Ihnen also selbst wohl unbewußt, in so starkem Maße in uns wachgerufen haben, unseren Dank auszusprechen. Wenn auch solcher Dank nicht in Geldeswert und in Äpfeln erstattet werden kann, so bitte ich Sie doch zu genehmigen, daß beiliegende Summe — wobei ich hauptsächlich die schon etwas länger dienenden Leute im Sinn habe — und die auf dem hier eingeschlossenen Frachtbriefe etwa zwischen dem 8. und 10. d. Mts. auf dem Bahnhof in Valparaiso zu verausgabenden 30 Fässer mit Obst als Freugesgabe an die Mannschaft des „Kaiser“ verteilt wird, wobei ich lebhaft bedaure, daß die Kürze der Zeit und die eben im Land herrschende Inflation mich hindern, jedem einzelnen eine Gabe zu sichern.

Mit einem „glückliche Fahrt“ bitte ich Euer Hochwohlgeboren, den Ausdruck meiner Ergebenheit gutzuheißen.

gez. F. v. Gnise.

Pampa Alegre. Osorno, den 4. April 1914.

* Atlantik, den 16. 5. 1914.

Man möchte immer glauben, daß neuartige Eindrücke nach allem, was wir auf der Reise bereits erlebt haben, an uns gar nicht mehr herantreten könnten. Und doch stellt Blumenau wieder etwas ganz Besonderes dar.

Vor über 50 Jahren ist da ein Häuflein Deutscher hinausgezogen. Im brasilianischen Urwald haben sie sich mit schwerer Arbeit ihren Platz erkämpft und vorwärtstrebend und schaffend sich eine neue Heimat, neue Gemeinwesen gegründet, und heute liegen in anmütigen Tälern freundliche deutsche Dörfer und Städtchen, daß man denken könnte, man wäre im Thüringer Wald, wenn nicht Palmen, Bananen und Tropenpflanzen am Wege ständen.

Bisher fast ohne Verkehr mit der Außenwelt — nur der wenig schiffbare Fluß und der schlechte Hafen von Itajahy kann Lasten befördern —, hat sich im Landbezirk Blumenau eine deutsche Kulturinsel gebildet, die etwa. Besonderes darstellt. Schon in der 3. Generation hat sich deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutsche Sprache, ja sogar der Dialekt erhalten; alle tüchtigen Eigenschaften und auch alle Schwächen sieht man hier wieder, zähe Arbeit, Ordnung, Fleiß, aber auch schwerfällige Dickköpfigkeit und schwer zu lenkender Eigenwille, so lange nicht ernste Fragen oder patriotische Feiern die Einigkeit und damit die wahre Kraft zeigen.

Mit flachen Schleppdampfern und Prähmen ging unsere Expedition hinauf. Eine lange Fahrt auf dem gewundenen Fluß von 9 Uhr morgens bis 3½ Uhr nachmittags. Bergige Ufer, überall schöner Tropenwald mit einzelnen Gehöften dazwischen und auch einem kleinen Dorf an der Flußbiegung, wo vom sonnigen Hügel eine Kirche hinunter grüßt weit in das gesegnete Flußtal stromauf und stromab.

Endlich kommt die letzte Windung der langen Fahrt. Da, links auf halber Höhe, wo das kleine Hospital im Grün versteckt liegt, winkt es schon herunter. Die Schwestern sind mit den Kranken aufmarschiert, eine große schwarz-weiß-rote Fahne in der Mitte; was humpeln kann oder auch den Kopf verbunden hat, daß nur ein Auge frei ist, alles ist herausgekommen zu sehen und zu grüßen. Der erste Willkommen, der uns geboten wird.

Und nun zieht ein Bild auf, das jedem, der es mit angesehen hat, unvergeßlich eingepägt bleibt. Über der Anlegestelle, wo sich der Weg den Hang hinaufzieht, über dem die sauberen Häuser des Städtchens aus den grünenden, blühenden Gärten hervorsehen, da drängt sich eine nach vielen Hunderten zählende Menschenmenge zusammen. Vorn Vereine mit Fahnen, Schulen und Festabordnungen, Kinder mit schönen Blumensträußen, Musikkapellen und die Spitzen der Stadt, dahinter immer höher hinauf im Festgewande das ganze Städtchen, das ganze Land versammelt. Jetzt schallen die ersten patriotischen Weisen herüber und dann bricht ein Begeisterungsturm los mit Hurras und Tücherschwenken, der nicht enden will. Was liegt für eine Macht in solcher Kundgebung! Die wenigsten von denen, die uns da willkommen heißen, haben etwas vom alten Deutschland gesehen, sie wissen es nur aus den Erzählungen der Eltern und Großeltern und aus dem Unterricht der mit großen Opfern gehaltenen deutschen Schule, daß da weit überm Meer ein Land liegt, das diesen einst Heimat gewesen ist. Ein neues schönes Land hat sie geboren und ihnen von seinem Reichtum gegeben; und doch zieht es sie hinüber zum alten Stamm, doch ist es ihnen der größte Festtag, wenn von dort drüben Gäste kommen, die ihnen eigentlich fremd sind.

Mit klingendem Spiel wird vors Stadthaus gezogen und nach den Begrüßungsansprachen löst sich unsere Kolonne auf. Jeder Quartierwirt zieht wie im Triumph mit seinem „Kaiser“-Mann ab. Dort trabt ein Wagen munter ins Land, zwei- oder vierspännig, wie weit der Weg ist, vorn mit zufriedenen Gesicht die Alten und hinten die Jugend mit unseren Leuten dazwischen, als ob der Sohn zum Urlaub heimkäme; hier zieht eine Familie nach Hause, der Matrose an jedem Arm ein Kind, er rechnet zur Familie, das ist ganz selbstverständlich. So ist aus dem stillen Blumenau mit einem Schlage ein Marinestädtchen geworden. Und wenn man abends durch die festlich illuminierten Straße geht, fällt der Blick durch den Vorgarten in die niedrigen Fenster, wo man am sauberen Tisch zur Vesper sitzt und unsere Leute sich's wohlschmecken lassen an gemüthlichen Familientisch, oder wo die Tochter Klavier spielt und der Marinegast dazu singt, während den übrigen die Freude auf dem Gesicht steht, ein deutsches Lied zu hören aus deutscher junger Brust.

So könnte man tausend Bilder malen, vom Ball im Schützenhof, vom Picknick, von Reittouren und Wagenfahrten bis wieder, nur zu bald, der Abschied kam und „Deutschland Deutschland über alles“ übers Wasser schallte, bis Hurras und Tücherschwenken hinter der Biegung verschwanden und nur die Schwestern vom Hospital mit ihren Kranken noch lange die deutsche Fahne grüßend schwenkten.

Wie anders danach Santos, wo für das Deutschtum der reiche Kaufmann wieder im Vordergrund steht.

1200 Mann der Division sind zum Picknick gebeten auf dem hübschen Schützenplatz weit draußen vor der Stadt. Man glaubt sich versehen zu haben, wenn die Einladung sagt: „Hin- und Rückfahrt in Automobilen.“

Es macht aber Eindruck, wenn 40 große, schöne, mit Sitzbänken ausgestattete Lastautomobile, die sonst Kaffeelasten zur Verfrachtung schleppen, durch die Straßen fahren, voll besetzt mit deutschen Matrosen. Vorweg die Musik, dahinter die fröhlich singende Mannschaft, so geht's durch die Stadt und dann an den Villen der reichen Kaufleute den herrlichen Strand bis zum Festplatz hinaus.

Und von Sao Paulo, wo „Kaiser“ 120 Mann der Einladung der fast nur aus wohlhabenden Kaufleuten bestehenden Kolonie folgen lassen konnte, kommen die Leute zurück: „Wie Kind im Haus sind wir aufgenommen worden“, auch beim reichen Kaufmann. Das war der Eindruck, den der Mann nach Hause brachte.

So drängen sich für uns noch in den letzten Wochen die Erlebnisse zusammen. In immer neuen Farben und Schattierungen tritt es uns bis zum Schluß vor Augen: Der Marine ist ein großes Glück damit beschieden, ein Bindeglied zu sein zwischen dem deutschen Vaterland daheim und dem großen Deutschland draußen in der weiten Welt.

*

Bigo, den 9. Juni 1914.

Heimwärts geht jetzt die Fahrt, jede Umdrehung bringt uns dem alten Vaterland näher, von dem wir vor 6 Monaten auszogen, voll von Erwartungen.

Das südliche Kreuz ist im Horizont verschwunden, der Polarstern leuchtet uns wieder voran.

Reich kehren wir heim an Erfahrungen, an Erlebnissen, an Eindrücken, und wohl mancher wird an Bord sein, der noch in späten Tagen, wenn längst schon Beruf und Pflicht ihn wieder festgemacht hat im stillen Heimatdorf oder in der hastenden Arbeit der Großstadt, zurückdenken wird an diese Fahrt; der dann gern erzählen wird, wie es auch weit draußen in Gotteswelt noch Deutsche gibt, ebenso stark, ebenso treu und ebenso arbeitsam, wie ihre Alvordern es gewesen sind.

Er wird dann vielleicht auch erzählen, wie anders doch das deutsche Vaterland aussieht, wenn man's sich einmal aus der Ferne betrachten kann, wenn man einmal ganz frei ist von den kleinen Fragen des täglichen Kampfes, die einem daheim am Biertisch das wichtigste dünken.

Was ist es denn, was die Tausende arbeitstüchtiger Landsleute, die vielfach großend einst ausgezogen sind und sich draußen in paradiesischen Ländern im Schweiß ihres Angesichts Besitz, Heimat und Familienglück geschaffen haben, doch noch nach Generationen zurückzieht zum alten Stammland. Es ist, daß die alte Heimat immer reiner, immer klarer vor einem steht, je mehr man ihren Segen entbehrt.

Das alte Volkslied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, es ist wahr im doppelten Sinne. Die Eindrücke der großen Welt, sie sind ein Geschenk, das uns den Sinn weitet, aber sie sind auch ein Geschenk, das uns erst ganz erkennen läßt, was unsere Heimat bedeute in der Welt und besonders für uns selbst. Nicht die Kraft verbrauchen im kleinen inneren Kampf zu Hause, sondern Denken und Können einsetzen für das Deutschland, das, nach schwerem Ringen daheim auf feste Füße gestellt, hinaus will in die weite Welt. Das sind so Gedanken, die hier durchs Schiff ziehen.

Als der Rekrut aus einem weltabgeschlossenen Heimatstädtchen im Herbst sich in einen Seemann verwandelt sah, da ist es zuerst wohl manchem wunderbar vor-

gekommen im ungewohnten Getriebe, im großen Schiff, im engen Dienst . . . aber wenn er jetzt heimkehrt von der weiten Fahrt, nachdem er ein großes Stück Welt gesehen hat: als Deutscher hat er sich fühlen gelernt; sein Heimatstädtchen, das ihm bis dahin der Mittelpunkt der Welt schien, ist klein geworden vor dem Namen Deutschland. Achtung hat man seinem Vaterland gezollt, weil es Macht und Kraft zeigte; und er hat dabei mitgeholfen. Sauer ist es wohl manchmal gewesen beim Bootsdienst, im Heizraum, beim Kohlentrimmen, auf Wache. Aber dafür hat er das Mützenband „S. M. S. Kaiser“ auch mit besonderem Stolz tragen können. So ein Schiff war noch nicht gezeigt, wo wir hinkamen. Da war er mit dabei, er hatte seine Kraft mit eingesetzt, dem stolzen Schiff Leben und Bewegung zu geben; an einem vielleicht ganz bescheidenen Platz, aber er fühlte sich doch unentbehrlich, um den „Kaiser“ zu dem zu machen, was das Schiff sein soll, ein mächtiges Werkzeug seines Vaterlandes auch schon im Frieden.

Wenn man am Sonntag nachmittags durch das Schiff geht und überall an den Backen die Leute sitzen, nach Hause Schreibend oder Tagebuch führend, so kann man sicher sein, daß von solchen Gedanken — bald stärker bald schwächer empfunden — ein gut Teil dort zum Ausdruck kommt.

So wird der Eindruck der Reise hineingetragen in alle, auch die stillsten Winkel, daheim, und wenn der Mann einst nach Hause kommt und die Eltern mit ihm stolz durchs Heimatstädtchen wandern, dann treten unwillkürlich die Länder und Erlebnisse, die an uns vorübergezogen sind, dem weltfremden Kreise dort näher: Afrika und Brasilien, St. Helena und die Magelhaensstraße, Swakopmund und Blumenau, und wie sie alle heißen, sonst kaum aus dem Atlas bekannt, sie beleben sich, wenn der Kaisermatrose im Familienkreise erzählt, was er alles gesehen hat, und es wird manchem dann mit einem Male klar, daß es für deutsche Kraft noch andere Aufgaben gibt, als in der engen Heimat. gez. Trotha.



Die Klosterschule Ifeld im Harz

Von Hans Schimmelpfeng



zwischen senkrecht aus dem Böhretal aufsteigenden Höhen liegt in die Südharzberge eingebettet die altherwürdige Klosterschule Ifeld. Cisterzienser Mönche waren die Erbauer des Klosters gewesen, dessen zernagte Mauerreste noch heute am steilen Hange des sonnigen Mühlberges träumerisch von alter versunkener Zeit reden. Der letzte Abt Thomas Stange übernahm in den stürmischen Tagen der Reformation, die zahlreiche Mönchsorden aus den engen Zellen hinaustrieb und heimatlos machte, die Leitung der jungen Schule. Ihm war das gleiche beschieden, was seine vielen Nachfolger erleben mußten, daß junge Knaben, wehmütig über pergamentene Folianten gebückt, ihre sinnenden Augen in die unvergängliche Schönheit der hochstämmigen Laubwälder sehnuchtsvoll tauchten. Jahrhunderte hindurch ist dies unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag. Die weisen Lehren des klassischen Altertums